

Nach der Zeit der Träume

50 Jahre KuPoGe



Foto: Senatskanzlei Hamburg / Jan Pries

Dr. Carsten Brosda ist Senator der Hamburger Behörde für Kultur und Medien und Präsident des Deutschen Bühnenvereins

Die 1970er Jahre waren eine merkwürdige Zeit. Der Journalist Jens Balzer nennt sie das »entfesselte Jahrzehnt«, weil damals so viele Gegensätze nebeneinanderstanden: Der Terror der RAF und der Hedonismus der Disco. Der Glaube daran, mit engagierter Politik eine Gesellschaft zu gestalten, und die ökonomischen Schocks der Ölkrise. Der Wunsch nach Begegnung und die ersten Computer. Der Ruf nach Veränderung und die Angst vor dem Verlust. Erkennbar ging etwas zu Ende und das Neue war noch nicht ganz zu fassen.

Im Jahr 1976, in dem sich die Kulturpolitische Gesellschaft gründete, kann man das an den deutschen Pop-Charts gut ablesen: Vordergründig waren sie von vier Nummer 1-Hits der schwedischen Band ABBA dominiert, bevor dann Frank Farians Retortencombo Boney M zum Jahresende mit Daddy Cool abräumte. Also alles leicht und fluffig für den bunten Disco-Abend? Nicht unbedingt, denn dazwischen brachte Frank Farian auch den Song *Rocky* auf Platz 1. Ein Lied so merkwürdig wie seine Zeit.

Vordergründig ist *Rocky* ein gefälliger Schlager, der von einer wilden Romanze erzählt, die in der Geburt eines kleinen Mädchens kulminiert. Doch dann stirbt die Frau und der lyrische Blick verschiebt sich vom verliebten Paar auf das Verhältnis zwischen Vater und Tochter. »Und damit ist die Zeit der Träume / Vorbei in unserem Leben«, heißt es einmal.

Tatsächlich waren die 1970er Jahre eine Zeit, in der viele Träume zu Ende gingen und neue Realitäten entstanden. Der geschichtsphilosophische Glaube an einen ewigen Fortschritt landete auf dem Stapel der widerlegten Theorien. Der Club of Rome hatte die planetaren Grenzen ins Bewusstsein geholt. Der Glaube an den starken Staat erodierte. Neue zivilgesellschaftliche Bewegungen erschütterten nicht nur den starr-gerosteten Korporatismus der Bundesrepublik, sondern verstanden unter Willy Brandts Versprechen »Mehr Demo-

kratie wagen« eine Demokratisierung der ganzen Gesellschaft. Vieles war in Bewegung. Und viele Fragen waren nicht mehr bloß mit Machtpolitik zu beantworten. Sie reichten bis in das kulturelle Fundament unserer offenen Gesellschaft.

Vor dem Hintergrund der damaligen Umbrüche erscheint es zwingend, dass sich der Blick auf die Kulturpolitik richtete, auf ihre gesellschaftspolitische Relevanz ebenso wie auf ihr Potenzial zur Sinnstiftung. Denn wenn klar wird, dass es keinen quasi evolutionären oder gar geschichtslolgischen Ablauf geben kann, dann bedeutet das auch, dass jeder Zustand kontingent ist, neu vereinbart und gesichert oder aber verändert werden kann. Dazu reicht es nicht, bloß sozialtechnisch auf Strukturen und Institutionen zu schauen, sondern es braucht auch eine besondere Sensibilität für die politische Kultur einer Gesellschaft, für die Werte und Mechanismen, mit denen sie das friedliche Zusammenleben in Vielfalt und Solidarität, in Offenheit und Respekt gewährleistet. Und es ist diese politisch-kulturelle Dimension, in der Demokratien heute wieder einmal als erstes unter Druck geraten, während die Institutionen ungerührt weiter zu funktionieren scheinen.

Kultur hat politische Relevanz. Und gerade wenn wir Kunst in aller Freiheit Kunst sein lassen, kann sie gesellschaftlich wirksam werden. Das Bewusstsein für diese Dialektik stand an der Wiege der KuPoGe und ihres Versuchs, Kulturpolitik als Gesellschaftspolitik neu zu positionieren. Weg von den klassisch-bürgerlichen Repräsentationsüberlegungen des Guten, Wahren und Schönen, hin zu progressiven Fragen nach Teilhabe und Orientierung, nach Fortschritt und Verständigung.

Die besonderen Potenziale der Kulturpolitik, die sie gerade für diese Fragen so relevant machen, bestehen darin, dass sie weit weniger als andere Felder auf klassischer administrativer Macht und zweckrationaler Zielbestimmung beruht. Kulturpolitik ermöglicht diskursive Räume und ästhetische Setzungen. Sie kann in der Regel nicht beschrei-

ben, welche Ziele sie damit jenseits einer oft nur abstrakten Werteebene verfolgt. Aber genau das ist es, was sie so wertvoll macht. Sie betrachtet Kultur als politisch im Sinne Hannah Arendts — nicht mit Blick auf gewaltsame Machtressourcen, sondern als das Verständigungshandeln der Bürgerinnen und Bürger.

Ein solches Verständigungshandeln braucht Anstöße durch künstlerische Positionen. Es braucht offene soziale Räume, in denen die Verschiedenen sich begegnen. Und es braucht Rahmenbedingungen und Ressourcen, damit Kunstproduktion und -rezeption möglich bleiben oder werden. In der Hochkultur. In der Soziokultur.

In der Popkultur.

Kulturpolitik ist das Politikfeld, in dem ausprobiert

werden kann, wie konzept- und teilhabebasierte Vorhaben in einer modernen Gesellschaft in die Wirklichkeit gebracht werden können. Sie steht permanent unter dem Druck, klassische Ressourcenentscheidungen auch dem zwanglosen Zwang des besseren Arguments zu unterwerfen.

Gerade weil das so ist, brauchen alle, die in diesem Politikfeld unterwegs sind die professionelle Verständigung darüber, wie das am besten gelingt. Hierfür liefert die KuPoGe seit einem halben Jahrhundert wertvolle Rahmenbedingungen: Sie schafft einen Raum, in dem Menschen ihren Blick auf die Künste, die Kultur und unsere Gesellschaft teilen, in dem Widerspruch und Weiterdenken solidarisch möglich werden. Das Wirken der KuPoGe umfasst fünf Jahrzehnte, in denen die Herausforderungen, die sich in den 1970er Jahren aufgetan haben, nicht kleiner geworden sind. Im Gegenteil. Ihre Bearbeitung hat sich vielmehr erheblich erschwert — weil kulturelle Konsense unter Druck geraten und die Bereitschaft schwindet, im gesellschaftlichen Miteinander Vertrauen und Respekt zu wagen.

Gäbe es die KuPoGe nicht schon, man müsste sie

heute erfinden, um auch in den nächsten Jahrzehnten kulturpolitisch stets auf der Höhe der Zeit zu sein.

Denn selbst Frank Farians Songprotagonist in *Rocky* wusste 1976 am Ende des Songs, dass man die Probleme nur gemeinsam wird bearbeiten können.

Auch darin ähneln die 1970er Jahre durchaus unserer Gegenwart. Denn wieder einmal ringen diejenigen, die unsere Zeit als Ende einer Vergangenheit betrachten, mit denen, die lieber den Aufbruch in die Zukunft in den Blick nehmen. Zwischen diesen grundverschiedenen Positionen entscheidet sich immer wieder neu, wie es weitergeht.

Setzen sich diejenigen durch, die etwas festhalten und bewahren wollen, oder diejenigen, die unverdrossen auf den Fortschritt vertrauen? Und was passiert, wenn es der Glaube an den Fortschritt ist, der bewahrt werden muss? Oder wenn der Fortschritt im Bewahren liegt?

Umbruchzeiten sind Zeiten, in denen es uneindeutig und oft widersprüchlich zugeht. Deshalb braucht es Partnerschaften und Organisationen, auf die wir uns in herausfordernden Zeiten verlassen können. Netzwerke, in denen wir gemeinsam an einer Zukunft arbeiten können, in der wir gerne leben wollen, Das gilt im Jahr 2026 erst recht. Denn auch wenn die Träume vorbei sein mögen, ist ja richtig, was der große Philosoph Richard Rorty uns ins Stammbuch geschrieben hat: Wir sollten dem Land unserer Träume treu bleiben und nicht dem Land, in dem wir jeden Morgen aufwachen. Mit daran zu arbeiten, dass die Kultur dieses Landes mutig und offen, vielfältig und frei sein kann, bleibt auch in den kommenden Jahrzehnten die Aufgabe der KuPoGe ■.